

Modenbericht über Sportkleidung.

Beachtet und mit Abbildungen versehen von der Internationalen Schnittmanufaktur Dresden-N.

Reichhaltiges Moden-Baum und Schnittmusterbuch für nur 50 Pf. daselbst erhältlich.

Mit der Erkenntnis, daß wir ausgiebige Bewegung in frischer Luft als einen wesentlichen Faktor zur Gesunderhaltung des menschlichen Körpers zu betrachten haben ist uns auch die gesundheitliche Bedeutung einzelner Sportarten klar geworden, wodurch denselben stetig weitere Kreise erschlossen werden. Außerdem gehört es mit zum guten Ton, irgend einen Sport zu betreiben, den die Mode begünstigt. So darf es nicht Wunder nehmen, daß die Zahl der Sporttreibenden mit jedem Jahre zunimmt, und wenn sich auch nur ein geringer Bruchteil derselben ein Automobil oder Reitpferd leisten kann, so finden doch die Sportarten, denen man hübsch beiseiden auf Schuftern humpelt, umso größeren Anklang. Deshalb spielt auch das Sportkleid in der Ausrüstung unserer Damen eine gewisse Rolle, erweist es sich doch in den milden Tagen des Spätsommers und frühen Herbstes, die der Ausübung jeglichen Sports ja besonders günstig sind, infolge seiner speziell dem Zweck angepassten Eigenschaften für Viele als geradezu unentbehrlich. Dies gilt vor allem den Sportkleidern, die so praktisch gehalten sind, daß sie sich neben ihrem eigentlichen Zweck auch für Reisen und Ausflüge eignen und sich also gewissermaßen als Universalkleider präsentieren. Als Stoffe für derartige Anzüge empfehlen sich Serge, Cover-coat, Alpaca, englische Wolstoffe, Leinen, sowie feine Kordgarnstoffe und blaue Cartrage- oder Tennisstoffe. Beim Tennisspiel herrschen hingegen feine Planelles und Wolstoffe, sowie Biquets und andere kräftige Wolstoffe in weiß vor, die durch farbige Lebergürtel, Baspoiles und Crochets eine belebende Note erhalten und damit der allgemeinen Fröhlichkeit, die die Mode auszeichnet, Konzeptionen machen. Weichen diese Anzüge durch ihren ausgeprägten sommerlichen Charakter auch gänzlich von den anderen Sportkleidern ab, so haben sie doch auch den hübschen Rock mit diesen gemeinsam, ohne den die Sportkleidung nun einmal nicht auskommt. Verleiht er doch neben seinen praktischen Vorzügen allerhand kleinen Reizereien in modernen Strümpfen, eleganten Händchen- oder tadellosen kräftigen Nagelschuhen willig Vorkommen, wie er zugleich auch einen zierlichen Fuß bestens zur Geltung bringt. Dieser hübsche Rock kann entweder ganz glatt gehalten oder in Falten gelegt werden. Im letzteren Falle wer-

den und Garnitur den verschiedensten Sport- und Reisezwecken dienstbar gemacht werden kann, erweist sich Modell Nr. 871. Das offen wie geschlossen zu tragende Plaisierjäckchen erhält durch die Pelzreihen seine moderne Gepräge und ist für die Modistin ebenso praktisch, wie für die Touristin, in beiden Hinsichten es nur geringen Raum beansprucht. Auch im Coupe, auf dem Dampfer und bei Segelfahrten wird es sich als schützende und dabei hübsche Hülle noch immer freudig erweisen, da es sich in Verbindung mit dem hübschen glatten Rock oder einem der beliebten Jacketts als von recht ansprechender Wirkung erweist.

Bei Wasserfahrten und Ruherpartien behauptet sich die jugendliche Matrosenbluse allenthalben und überdauert siegreich alle Wandlungen der Mode. Am Rücken und vorn leicht überhängend gehalten, erhält dieses Kleidungsstück durch den breiten Matrosenkragen, den gestickte Anker zieren, seine charakteristische Garnitur, die an unserem hübschen Modell Nr. 283 durch ein Wäschehemd mit farbiger Schifferkrawatte vervollständigt wird. Sehr hübsch wirkt dazu der mit Hüfttasche ausgestattete Rock, der oben in seine Faltchen abgenäht erscheint. Blau mit Weiß, oder Weiß mit Blau oder Roth sind die Farben, die beim Wassersport dominieren und in diesen Tönen werden auch die zur Matrosenbluse gern getragenen Plaisieröde gehalten. Ganz



Modell Nr. 283.

in weiß ausgeführt, eignet sich dieses Modell auch für den Tennisplatz, nur fallen dann die Anker auf dem Matrosenkragen weg und zwei gekraute Modells, farbige gestickt, erscheinen dafür auf dem Vorderteil der Bluse. Strenger und korrekter als diese freundlichen Anzüge, die der Jugend gehören, wirkt das Reittunier einer modernen Reiterin, das als neueste Errungenschaft den anliegenden herrenmäßig gearbeiteten Paletot mit bis auf den Rücken des Pferdes reichenden Schößen anweist. Für warme Tage gestaltet sich die Reiterin jedoch neuerdings statt der knopfbefestigten Taille die einfache, leichte Pantalon, zu der sie statt des riesigen Zylinders einen kleinen Strohhut oder schützenden Panamahut trägt. Für das Automobil legt man naturgemäß das Hauptgewicht auf schützende Überkleidung. Die Staub- und Schutzmäntel sind sämtlich weit und los, oft sogar recht kalt und mit Wäsepaffen und Pelzreihen ausgestattet. Jeder gilt hier als das modigere Material, dem jedoch für heiße Tage Panamastoffe und Bast wie Glorietide ebenbürtig zur Seite stehen. Fußbekleidung und Unterbekleidung spielen bei den Krafthörern eine nur untergeordnete Rolle, da für erweisen sie sich als umso wichtigere Faktoren bei allen anderen Sportarten. Ihre Auswahl hat deshalb auch mit aller Sorgfalt zu geschehen, damit sie völlig ihren Zweck erfüllen und dem Ausübenden das Vergnügen am Sport gewähren, das ja in der Hauptsache eine Triebfeder zur Pflege jeglichen Sportes ist!



Modell Nr. 871.

den die Plaisier- oder Umkleehüllen entweder bis in die Kniehöhe oder, wenn man eine flottere Wirkung wünscht, nur passgenau niederschneidet, wodurch sich bei richtiger Anpassung an die Figur hübsche Effekte erzielen lassen. Zur Bekleidung des Oberkörpers erweist sich für den Sportanzug die Hemdbluse als am geeignetsten. Wir sehen sie auf dem Tennisplatz als elegante gestickte Leinenbluse, an der Bergsteigerin als einfache oder gestickte Planellebluse, für weitere Sportzwecke fertigt man sie aus Bast- oder Wollstoffe, Batist oder Biquet und zwar je nach dem Platzbedarf der Trägerin theils mit, theils ohne Futter, immer aber in möglichst einfacher Form, wie sie eben der Sport erfordert.

Zum Schutze gegen eine plötzliche Abkühlung bietet die Mode die verschiedensten Hüllen, die beinahe über die Hemdbluse zu tragen sind. Da sind für die Modistin die Knappen, offen oder geschlossen zu tragenden Bolerojäckchen, die dem wasserdichten Cape, das sie der Reiterin ausstatten, erfolgreiche Konkurrenz machen. Ein feines, knappes Bolerojäckchen oder ein knappes weiches Jackett mit Herrenjacket trägt auch die Tennisreiterin in den Ruhepausen, während die Bergsteigerin neben dem warmen imprägnierten Cape die Halstjappe, Norfolk-Bluse genannt, bevorzugt. Unter dieses Modell Nr. 896 veranschaulicht einen feinen Anzug, wie er praktischer und zweckmäßiger für die Touristin kaum gedacht werden kann. Der glatte hübsche Rock aus veredelter Leinwand oder Reversschiffstuch ist unten mehrmals gefaltet und innen mit breitem Leberstreifen versehen. Die hübsche sportmäßige Halstjappe, die nichts von der darunter befindlichen Planellebluse sehen läßt, ist, um möglichst bequem zu sein, im Rücken anliegend, seitlich und vorn über etwas los gehalten. Den Vorder- und Rückenteilen ist oben eine zackige Naht aufgesetzt, unter der die Knöpfe fallen, während die vordere Mittelfalte über sie tritt. In der Taille hält ein durch die Falten geleiteter Leber- oder Stoffgürtel die Bluse locker zusammen, mit deren herrenmäßigem Charakter der hübsche glatte Kermel völlig harmonisiert. Dieser Anzug ist auch für die Jagd geeignet, wenn er in grau mit grünem Baspoil oder ganz grün gehalten wird und die Leber- oder Buckelgarnitur dazu passend gewählt werden, ebenso leistet er auf der Reise infolge seiner praktischen Vorzüge vortreffliche Dienste, wobei er also an Vielseitigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Als ein ebenfalls praktisches Kostüm, das durch entsprechende Stoffe,

150 pro Semester) auf das wärmste und raten jedem, der Naturkuren liebt, zu abonnieren oder sich eine Probe Nummer gratis kommen zu lassen.

Die Selbstvergiftung des Körpers als Grundursache der Krankheiten. 2. Aufl. Von Dr. Bagdasarian (2.00 M.) Verlag von Hermann Lemme, Leipzig. Der Verfasser stellt in dem interessanten Buche ganz neue Gesichtspunkte auf über Entstehung, Verhütung und Heilung der Krankheiten. Die Lektüre des Buches dürfte für jeden Mann viel Interessantes bieten und sei darum empfohlen.

Kopfschmerz, Migräne, Neuralgien gehören zu den weitverbreitetsten Klagen der Menschheit. Die verschiedenen Formen des Kopfschmerzes, der Verlauf und die näheren Erscheinungen der Migräne, der Neuralgien, die Entstehung und Behandlung dieser Leiden, das Wesen derselben hat uns der Arzt Dr. med. G. Kersch in einer neuen erschienenen Broschüre (Kopfschmerz, Migräne, Neuralgien — Berlin SW. 11, Deutscher Verlag, Preis 1.50 M.) in sehr klarer und interessanter Ausföhrung beschrieben.

Sprechsaal.

Für diese Rubrik übernimmt die Redaktion dem Publikum gegenüber keine Verantwortung.

Von der Eisenbahn.

Erlaube mir auf einen Mißstand hinzuweisen, welchen sicher schon mancher Fahrgast zu beobachten Gelegenheit hatte. Wenn im hiesigen Dammshaus ein Zug einläuft, kommen von allen Seiten unberechtigte Hofarbeiter und Bahndienstleute, welche, bevor noch die Fahrgäste die Wagenabteilungen verlassen haben, den ganzen Zug abhuchen und die liegen gebliebenen Zeitungen an sich ziehen. Meines Erachtens ist zur Beseitigung von Gegenständen nur das Zugpersonal berechtigt und zwar erst dann, wenn die Passagiere den Zug verlassen haben.

Ein Kurierbote.

Geldsachliches.

Die deutschen Lebensversicherungs-Gesellschaften im Jahre 1903. Von 46 deutschen Gesellschaften wurden im Jahre 1903 insgesamt 136 795 eigentliche Lebensversicherungen über 646 733 685 M. neu abgeschlossen. In Abgang kamen dagegen 77 648 Versicherungen über 311 764 870 M., darunter 24 184 über 95 689 599 M. durch den Tod und 5781 über 30 781 431 M. durch Selbstmord bei Lebzeiten der Versicherten. Der Gesamtbestand eigentlicher Lebensversicherungen am Schlusse des letzten Jahres erhöhte sich um 59 147 Policen und 334 968 816 M. Summe auf 1 670 672 Versicherungen über 7 390 879 654 M. Hieran waren die bedeutendsten Anstalten mit folgenden Summen beteiligt: Gotha (gegr. 1827) mit 839 620 000 M., Stuttgarter (gegr. 1864) mit 660 047 733 M., Alte Leipziger (gegr. 1830) mit 647 967 100 M., Stettiner Germania (gegr. 1857) mit 615 906 882 M., Victoria (gegr. 1861) mit 602 036 044 M., Karlsruhe (gegr. 1864) mit 512 359 656 M., Germania 3 878 336 396 M. Auf diese sechs Anstalten entfiel demnach die gute Hälfte (52,9 Prozent) des gesamten Lebensversicherungsbestandes der 46 Gesellschaften. Von letzteren betreiben 24 — darunter besonders Victoria und Friedrich Wilhelm — außerdem die kleine (Voll- und Sterbekasse) Versicherung mit geringen Summen, während ohne ärztliche Untersuchung und mit wöchentlichem Prämienzahlung: hierin wurden 740 832 Versicherungen über 143 200 371 M. neu abgeschlossen, und am Schlusse des Berichtsjahres bestanden 4 346 129 Versicherungen über 774 876 833 M. Durchschnittlich 178 M.). Von den 46 Gesellschaften betreiben sodann 42 auch die Versicherung nur auf den Lebensfall (Alters-, Aussteuer-, Witwen- und Hinterbliebenenversicherung): hierin wurden 37 183 Versicherungen über 64 829 026 M. abgeschlossen und Ende 1903 bestanden 563 961 Versicherungen über 893 196 825 M. Der Gesamtbestand an Kapitalversicherungen bezifferte sich somit bei den 46 deutschen Lebensversicherungs-Anstalten Ende 1903 auf 8 998 963 312 M. Summe.

Bei Einkauf von Rüdert-Hee und Bonbons achte man auf den Raffen. 968111

Hamburger Zigarren-Haus, Wiesbaden, Dillstrasse 21, Mainz, Schillerstrasse 46.

Empfehle meine Spezialitäten in nur Hamburger Zigarren aus garantiert rein überseeischen, reifen Tabaken.

Bei Abnahme von 500 Stück Fabrikpreise.

Durch langjährige Thätigkeit in der Zigarren-Fabrikation, bin ich als Fachmann in der Lage, auch den verwöhntesten Raucher in jeder Beziehung zufrieden zu stellen.

Eduard Schäfer.

Rhein.-Westf. Handels-Lehr-Anstalt

Wiesbaden, Rheinstrasse 103.



Gründliche Ausbildung für den kaufmännischen Beruf (Damen und Herren). 3., 4., 6. und 12-Monats-Kurse. Einzelunterricht auf Wunsch.

Prospekte gratis und franko.

Kellerskopf!

9190

Haben Sie

Reparaturen an Uhren, Goldwaaren und optischen Artikeln, so gehen Sie zu J. Werner, Marktstrasse 6. Dort wird Ihre Uhr nicht allein unter Garantie Ihrem Wunsche entsprechend in Ordnung gebracht, Sie finden dort auch reiche Auswahl in allen möglichen Gelegenheits-Geschenken.

Bitte genau auf die Firma zu achten!

Bitte genau auf die Firma zu achten!

Freigesprochen.

Familien-Roman v. Ludw. Buser.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Herr Leutnant — Sie?“ rief Irma, und ihre schönen Augen füllten sich mit Freudenthränen. „Diese Fügung — — mit-ten in Frankreich sehen wir uns wieder!“

„Gnädiges Fräulein . . . träumt mir denn? Sind Sie es wirklich?“ stammelte Schütz in seltsamem Tanniel, während er Irma das Bündel Verbandstoff abnahm und einen seiner Jäger beauftragte, es in die Verbandsstube zu tragen. Dann ergriff er mit umgestürmter Herzlichkeit die beiden Hände der Schwester. Einige Augenblicke standen sie sich sprachlos gegenüber und blickten sich in die Augen, dann entzog ihm Irma langsam ihre Hände.

„Wie geht es meinem Bruder, Herr Leutnant?“ fragte sie. „Georg ist gesund und immer rüstig“, erwiderte Schütz. „Leider sehen wir uns selten. Er ist bei einer anderen Kompanie, und da kommt man auf dem Marsche wenig zusammen.“

„Es wäre mir eine große Freude gewesen, wenn ich ihn auch getroffen hätte. Bitte, grüßen Sie Georg herzlich von mir.“ „Ich danke für den Auftrag gnädiges Fräulein.“

„Der Durchzug der Truppen dauert bereits drei Tage“, fuhr Irma weiter. „Ich hatte keine Ahnung, daß heute die Kassauer Jäger durch Clermont kommen, da ich Tag und Nacht an meinen Posten gefesselt bin.“

„Und dieses mühevollen, aufreibenden Amt haben Sie freiwillig übernommen? Ich bewundere Sie, gnädiges Fräulein!“

„Was ich zur Vinderung des vielen Elends beitragen kann, erscheint mir so gering, Herr Leutnant. Der Soldat thut ja viel mehr, er setzt sein Leben ein.“

„Das ist seine Pflicht“, erwiderte Schütz. „Nach einer kurzen Pause fuhr er etwas zaghaft weiter: „Ich habe mir erlaubt mich in einer ernststen Angelegenheit schriftlich an Sie zu wenden. Haben Sie meinen Brief erhalten, gnädiges Fräulein — ehrwürdige Schwester, wie ich Sie jetzt wohl anzusprechen habe.“

„Ja, ich habe ihn erhalten und auch sogleich beantwortet. Ihr Brief hat mich sehr ergriffen; er ist wunderschön.“

„Wirklich? Leider bin ich noch nicht im Besitze Ihrer Antwort. Mich hat die Ungewißheit und Sehnsucht . . .“

Er brach verlegen ab, denn in Irmas Zügen lag etwas, was ihn hinderte, den Satz zu vollenden. Sie war blässer geworden, und aus den einstmals kindlich-sonnigen Augen sprach ein ruhiger, abgeklärter Ernst. Es lag etwas festerlich Zurückhaltendes in ihrem ganzen Wesen; nur die Linien des Mundes und die weißen Perlenreihen hinter den frischen Wippen waren unverändert geblieben.

„Wir müssen uns leider verabschieden“, sagte Irma, als mehrere von einem Unteroffizier geführte Soldaten den Haus-für betraten. „Ich ruft die Pflicht. Leben Sie wohl, Herr Leutnant, ich werde täglich für Sie beten.“

„Ich danke Ihnen herzlich, gnädiges Fräulein“, sprach nun Schütz ergriffen und wieder erfaßte er von seinen Gefühlen über-zeugt, die beiden Hände der Schwester. Ein paar Augenbli-

cke ruhten ihre Blicke innig und ernst ineinander, dann füllten sich die Augen Irmas mit Thränen.

„Nennen Sie mich doch Schwester Irma, Herr Leutnant“, sagte sie mit gebrochener Stimme. „Ich bin Ihnen ja eine Schwester — — eine treue Schwester.“

„Eine Schwester?“ fragte Schütz schmerzlich betroffen. „Ja, eine treue Schwester — — mehr kann ich Ihnen nicht sein.“

Sie wandte sich schnell dem Eingange zu. „Behüt Sie Gott, Herr Leutnant!“ rief sie heftig weinend noch zurück, dann schloß sich die Thür hinter ihr.

Der Offizier hatte ein Gefühl, als ob er ersticken müsse. Die schmerzlichste Enttäuschung seines Lebens war so plötzlich gekommen, daß er sein Unglück in der ganzen Ekstase nicht zu erfassen vermochte, und wie im Traume stürzte er in das Freie.

„Die Viertelstunde ist bereits abgelaufen, Herr Leutnant“, meldete ihm einer der beiden Jäger, die vor dem Hause gewartet hatten; aber wir haben inzwischen herausgebracht, wo die Feldpost ist.“

„Das ist recht, liebe Jäger“, sagte Schütz, sich mit Gewalt beherrschend. „Wir wollen aber zunächst zum Treffpunkt, damit die anderen wissen, woran wir sind.“

„Wir werden ordentlich laufen müssen, Herr Leutnant, bis wir die Kompanie wieder einholen“, fuhr der Soldat weiter. „Unsere ganze Brigade ist bereits durchmarschirt.“

„Das macht nichts, Kinder“, erwiderte Schütz. „Wenn wir nur nicht leer kommen müssen.“

Die nach Lebensmitteln ausgeschickten Leute warteten bereits am Brunnen als Schütz und die beiden Jäger dorthin eintrafen. Sie hatten Glück gehabt, denn ein reicher Brodvorrath lag auf dem Treppensofel des Brunnenbassin vor ihnen ausge-schichtet. Auch einige Flaschen Wein befanden sich in ihrem Besitze.

Schütz belobte die Leute und übergab ihnen dann einen Laib Brod und eine Flasche Wein mit der Ermahnung, sich brüderlich darin zu theilen.

Der Einlauf für das Bataillon war ein ziemlich großer und Schütz sah sich genöthigt, ein Fuhrwerk zu requiriren, was nahezu eine halbe Stunde in Anspruch nahm. Zu seiner Freude fand er unter den eingelaufenen Packeten und Briefschaften auch eine größere Kiste für seinen Freund Hartfeld vor. Die Jäger machten sich's auf dem hinteren Theil des Wagens bequem, während Schütz neben dem Pferdeleutnant Platz genommen hatte und den Einlauf durchsuchte.

Ein freudiger Schrei durchzuckte ihn, als er plötzlich seine Brieftasche erblickte und mit bangem, hochklopfendem Herzen öffnete er den Brief. Dieser lautete:

Wirth, den 16. August 1870.

Sehr geehrter Herr Leutnant!

Mitten im größten Elend, unter Sterbenden und Verwundeten empfang ich Ihren geschätzten Brief, dessen Inhalt mich

sich überstreckte und zu Thränen rührte. Es waren Thränen der Freude, mich von einem eben Waise geliebt zu wissen, dem auch ich von der ersten Begegnung an von Herzen zugestanden war, und zugleich Thränen des tiefsten Schmerzes, daß mir das Glück nie zu Theil werden kann, an Ihrer Seite durchs Leben zu gehen. Ich bin gewillt nach Beendigung des Krieges der Welt zu entsagen und in einen Orden einzutreten. Mein Bruder, dem ich heute gleichfalls schreiben werde, wird Ihnen Näheres über meinen verstorbenen Vater mittheilen, und Ihr feinfühlerndes Herz dürfte dann die Gründe zu würdigen wissen, die den unerschütterlichen Entschluß in mir gereift haben, mich von der Welt zurückzuziehen.

Ihre mich beglückenden Zeilen aber sollen mich als ein theurer Bekannter in die stille Klosterzelle begleiten, und ich werde Ihrer in treuer, inniger Liebe gedenken und für Sie beten bis zum letzten Athemzuge.

Leben Sie wohl, theurer Freund, und Gott beschütze Sie in diesem Kriege und auf Ihrem ganzen Lebenswege!

Ihre Sie verehrende Anna Hartfeld."

"Sie liebt mich — sie gehört mir!" jubelte das Herz des jungen Offiziers. "Sie will der Welt entsagen! Unter keinen Umständen! Was kümmern mich ihre Familienverhältnisse, an denen sie so unschuldig ist wie ich. Sie ist ein Engel, ein süßer, heiliger Engel! Anna, herrliches Mädchen, ist es denn möglich, daß Du mich liebst?"

Er küßte den Brief und barg ihn dann sorgfältig in der Brusttasche seines Waffenrodes.

Die Kampagne hatte einen Vorsprung von mehr als einer Stunde, und Schütz ließ den Fuhrmann im Trab fahren, um sie vor Einbruch der Nacht noch einzuholen.

Es hatte aufgehört zu regnen, und zwischen den hochschwebenden, grauschwarzen Wolkenmassen zeigten sich vereinzelte Streifen der Himmelsbläue.

"Was ist heute für ein Tag, Michel?" fragte Schütz seinen Burtschen.

"Heut ist Sonntag, Herr Leutnant; der 28. August" antwortete dieser prompt.

"Wie Du immer gut auf dem Laufenden bist, Michel! Ich weiß schon längst nicht mehr, ob es Sonntag oder Werktag ist."

"Heut ist grad a Jahr, daß mei' Mutter g'storben is, Herr Leutnant. Da war's Samstag."

"Ganz richtig; ich weiß noch. Es beweist ein gutes Kinderherz, daß Du Dich daran erinnerst. Ich habe auch keine Eltern mehr, Michel, und keinen Bruder und keine Schwester."

"Nach'r is bei uns Zwei ganz gleich, Herr Leutnant. Aber i bin an em Sonntag geboren, und d'r um a Sonntagskind. Deshalb han i a heut in der ganz frammen Stadt glei dös selbig Haus g'funten, wo's no' was geben hat."

"Ja, Du bist ein Glückspilz, Michel," versetzte Schütz.

"Was ist denn das für ein Kirchthum, der dort in weiter Ferne über den Wald herüberraagt?" wandte er sich in ziemlich geläufigen Französisch an den Fuhrmann.

"Welcher, mein Herr?" fragte dieser.

"Der so schön von der untergehenden Sonne beleuchtet ist"

"Dort, zwischen den beiden Bergen."

"Das ist Saint Menchaux, mein Herr!"

"Danke. Menchaux heißt auf Deutsch Meinhard, Michel", wandte sich Schütz an seinen Burtschen. "Also nach Saint Meinhard kommen wir!"

"Ich schreib mir Alles auf, Herr Leutnant", erwiderte der Diener. "Aber die meisten Dörfer haben Namen, daß lei' Teufel lesen kann."

Das Fahrzeug fuhr in lebhaftem Trab durch die schweigenden Reihen der Kampagnen dahin. Der rothglühende Sonnenball war aus einem schwarzen, unbeweglichen Wolkenstreifen getreten und verschwand nun langsam hinter einer dichtbevaldeten Thalmulde. Ein erquickender Abendfrieden lag über der frächtigen Berglandschaft, den das endlose Gewoge von Kampfenhelmen und Pickelhauben nicht zu stören vermochte.

Das bald darauf verglimmende Abendroth stimmte die Jäger auf dem Wege trübsinnig, und mit schlüfrigen Stimmen sangen sie:

Morgenroth, Morgenroth,
Leuchtest mir zum frühen Tod,
Wald wird die Trampete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad."

12.

Auf der letzten Anhöhe hinter Millicourt, an deren nördlichem Fuße die Maas einen großen Bogen beschreibt und die von Sedan ab geführte Bahnlinie den Fluß überschreitet, um in südöstlicher Richtung nach Vazeilles und Donzy abzubiegen, waren am Vorabend der großen Entscheidungsschlacht einige Jä-

geroffenere zu einer Besprechung mit ihren Bataillonsskammanten veranlaßt. Es war spät am Nachmittage.

Dem Korpskommando ist der Befehl eingetroffen, daß die Truppen an ihren gegenwärtigen Aufstellungspunkten hinhaltend, sprach Major Berger. "Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß das erste Armeekorps noch im Laufe der Nacht auf's rechte Maasufer vorzurücken hat, sofern der Brückenbau keine wesentlichen Störungen erleidet. Lassen Sie zunächst abhaken. Ist die Verwundung des Herrn Leutnant Hartfeld erheblich, Herr Hauptmann Roth?"

"Ich glaube nicht, Herr Major," erwiderte der Gefragte. "Leutnant Hartfeld erhielt beim Beginn des heutigen Gefechts einen Schuß in den linken Oberarm, hat sich aber am Straßenkampfe weiter betheiligte, bis wir uns zurückziehen mußten. Er ist vor etwa einer Stunde nach dem Verbandspol gegangen."

"Sie haben sich mit Ihren Kompagnien hervorragend gehalten, meine Herren", fuhr Berger fort. "Es war nicht anzunehmen, daß Vazeilles so stark besetzt ist. Die paar Bataillone konnten das Dorf unmöglich behaupten, und Unterstützung erhielten wir nicht. Der Verlust des Bataillons ist leider ein sehr großer; er beträgt mit den fünfzehn Mann, die wir gestern bei Beaumont verloren haben, sieben Tode und fünfzig Verwundete. Unter den letzteren befinden sich vier Offiziere. Halten Sie sich für alle Fälle zum Vorrücken während der Nacht bereit. Ich danke Ihnen meine Herren!"

Der Major grüßte und die Offiziere gingen auseinander.

Berger begab sich auf die Hochfläche der terrassenförmig aufsteigenden Höhe und sah durch ein Fernglas in das weitaußgebreitete Gelände um sich. Unter ihm lag das Maasthal, von dem geschlängelten, breiten Bänken des Flusses durchschnitten, dessen Lauf er von dem südlich gelegenen Mouzon bis zu seiner Windung um die Halbinsel Jües, nach Norden hin, zu verfolgen vermochte.

Links breitete sich die einem See gleichende Wasserfläche der Maasschleife aus, deren Fluthen die welligen Anhöhen von Vazeilles und Balon und das Macis von Sedan beleckten, dessen Doppelspitzthürme über die Festungswerke herüberraagten. In östlicher Richtung erblickte er offenes, unbegrenztes Land mit zahlreichen Dörfern und Weilern und den silbernen Streifen der Ghiers, deren klares Wasser in Schlangenumwindungen durch die Ebene von Donzy fließt, um unterhalb Namilly in die Maas zu münden. Zu seinen Füßen lag der Weiler Millicourt, etwas nördlicher, Balon westlich gegenüber, das an den Abhang geschniegte Mabilincourt, dann weit unten bei der Flußwindung Floing mit seiner wie blankes Silber glänzenden Kirchthumspitze und inmitten der Landchaft die Festung Sedan mit dem dunklen Höhenzuge des Ardennenwaldes im Hintergrunde.

Die Armee von Chalons hatte das linke Maasufer vollkommen geräumt und stand nun in dem Dreieck zwischen Vazeilles La Monzelle, Gibonne, Jüly und Floing-Bach auf einem eng zusammengebrängten, gegen Osten, Süden und Westen gerichteten Bogen um Sedan verammelt. Die beiderseitigen Heere befanden sich nahe gegenüber und mit den Vorbertruppen in unmittelbarer Berührung. Am Thale, am Flusse und auf den östlichen und westlichen Höhen bewegten sich unzählige, kleine dunkle Punkte und lange Wagenkolonnen und Hunderte von Rauchwolken kennzeichneten die Lagerplätze der Gegner.

"Guten Abend, Herr Major!" hörte Berger plötzlich eine Stimme aus nächster Nähe, die ihn rasch sich umwenden ließ.

"Guten Abend, Herr General!" erwiderte er, in strammer Haltung grüßend.

"Halten Sie es für wahrscheinlich, Herr Major, daß Mac Mahon in seiner derzeitigen, äußerst ungünstigen Position an Ort und Stelle eine Schlacht annimmt?" begann der General, sein Pferd anhaltend. "Meines Erachtens wird er der nahezu vollendeten Umzingelung dadurch zu entgehen versuchen, daß er noch im Laufe der Nacht in westlicher Richtung über Mesjeres ins Innere des Landes abzieht, was allerdings nur unter Aufopferung eines großen Theiles seiner Armee möglich wäre, oder er müßte, äußersten Falles, über die belgische Grenze entweichen."

"Ich bin der gleichen Anschauung, Herr General," versetzte Berger. "Es wäre aber auch möglich, daß er der Einschließungsgefahr durch ein plötzliches Vorbrechen auf Carignan und Montmedy zu entkommen sucht, wenn er überhaupt die Absicht der deutschen Heeresleitung ahnt."

General von Schieffels warf einen Blick auf die Karte in seiner Hand, dann nahm er durch sein Fernglas die östlich gegenüberliegenden Höhen von Vazeilles bis hinunter nach Jüly und Saint Menges in Augenschein.

(Fortsetzung folgt.)

Auf Feldwache vor Meh.

Nach der Erzählung eines alten Forstmeisters aufgezeichnet
von E. von Geiersberg.

(Nachdruck verboten.)

Nach einer anstrengenden Jagd saßen wir, eine Anzahl jüngerer Offiziere, mit unserem alten Forstmeister beim schäumenden Krug, und es wurde von diesem und jenem gesprochen. Es fiel auch das Wort von der faulen Friedenszeit, und der Wunsch nach einem frischen, fröhlichen Krieg wurde laut.

Der alte Forstmeister, ein Veteran von 1866 und 1870, schüttelte das graue Haupt.

„Wünschen Sie sich keinen Krieg, er ist zu traurig.“

„Einen Tod kann man nur sterben,“ rief ein übermühtiger Manenoffizier.

„Nein, man kann tausend Tode sterben,“ entgegnete ernst der Forstmeister. . . . Da will ich Ihnen aus meinen Kriegsjahren eine Geschichte erzählen. . . .“

„Ach ja, bitte ja!“

„Aber lustig ist sie nicht. . . .“

Fast zur selben Stunde, begann der Alte zu erzählen, als die Entscheidung auf den Gefilden um Sedan fiel, hatten wir den Versuch Bazaines, die Linien des Einschließungsheeres von Meh zu durchbrechen, in der Schlacht von Noisseville blutig zurückgewiesen. Die französische Rheinarmee hatte sich unter die Kanonen von Meh zurückgezogen. Das Jägerbataillon Nr. 1, bei dem ich als Reserveleutnant stand, hielt am Abend des 1. September zwischen Servigny und Noisseville. Ich erhielt den Befehl, mit einer Feldwache durch den Wald westlich von Servigny vorzugehen und gegen das Dorf Meh hin zu sichern. Es war eine kühle, herbliche Nacht. Ich versuchte deshalb, meinen Zug in ein Gehöft unterzubringen. Wir fanden auch sehr bald ein kleines Schößchen, das sich mit seinem schönen, tiefbelaubten Park an den Wald lehnte. Es lag ziemlich hoch und gestattete eine Aussicht bis gegen das Fort St. Julien.

Wir kamen bei dunkler Nacht an und suchten uns ohne weiteres Unterkommen. Die Tür zu dem Wohngebäude war verschlossen; auf heftiges Klopfen öffnete endlich nur ein alter Diener.

„Was befehle der gnädige Herr,“ fragte er deutsch, aber mit starkem Anflug des elsässischen Dialektes.

„Ich will meine Feldwache hier einlogieren.“

„Jawohl, der gnädige Herr, der Herr Marquis, hat angeordnet, daß alles geschehen soll, was von Ihren Soldaten verlangt wird.“

„Das Schloß ist wohl verlassen?“

„Jawohl, der gnädige Herr; meine Herrschaft ist schon raus geflohen, schon eh' die Festung eingeschlossen war.“

Wir nahmen nach diesen Erkundigungen Besitz von dem Schößchen und quartierten uns in dem Erdgeschoß ein. Ich setzte meine Doppelposten aus, trieb einige Patrouillen bis in die Gegend von Meh vor und gestattete darauf den Leuten, abzurufen. Der alte elsässische Diener trat uns mit einer freundlichen Bereitwilligkeit entgegen; er brachte Wein und Lebensmittel, kochte auch ohne weitere Aufforderung vor, um den Verdacht der Vergiftung aufzuheben.

Wie ausgezeichnet unsere Stellung gewählt war, sahen wir erst am anderen Morgen. Mein Hauptmann gab mir daher im Einverständnis mit dem Bataillon den Befehl, vorläufig in dem Schößchen stehen zu bleiben. Dies war mir ungeheuer angenehm, denn es herrschte hier eine so behagliche Ruhe, und ich als Forstmann fand mich mitten im Walde in meinem Element. Ich ging sehr viel in den schönen, wilden Park spazieren, genoss das prächtige Obst, schloß wohl auch in dem anstößenden Wald ab und zu ein paar Kaennel, kurz, ich befand mich mit meinem Zuge auf vollständigstem Friedensfuße.

Eines Morgens, als ich wieder durch den Park schlenderte, merkte ich plötzlich ein helles Sommerkleid in den langen Weingängen. Eine Dame hier, vorm Feind? Also hatte uns der alte Diener doch angelogen. Ich ging auf die Erscheinung zu, prallte aber, geblendet von ihrer Schönheit, zurück. In den weiten, lichten Forsten aufgewachsen, ohne den Umgang der Gesellschaft genossen zu haben, fühlte ich, wie sinnlich meine Ver-

beugung sein mußte und wie lächerlich mein Entschuldigungsstottern. Die junge Dame aber half mir mit liebenswürdiger Nachsicht über meine Verlegenheit hinweg.

„Verzeihen Sie, daß ich mich auf Ihr Gebiet gewagt.“

„Ich habe um Verzeihung zu bitten. Aber wenn ich gesteht, so ist es die Schuld Ihres Dieners, der mich in den Glauben versetzte, das Schloß sei verlassen.“

„Das ist es auch. Wir, meine Mutter und ich, wohnen in dem kleinen Pavillon dort, mein Vater ist verreist.“ Damit verbog sie sich und verschwand in der Richtung ihrer Wohnung.

Ich blieb stehen und starrte ihr nach, versunken, vertäuscht. Wenn man sagt, daß es keine Liebe auf den ersten Blick gäbe, so kann ich das Gegenteil beweisen. Als ich der jungen Französin in die Augen gesehen, wußte ich, daß sie das Schicksal für mich bedeutete.

Wenn je das Wort: „Diese oder keine“ zu Recht bestand, so war es in meinem Fall. „Für meines Landes Feind entbrennen, und mich vernichtet nicht die Scham?“ Ach, in diesem Augenblicke dachte ich an keinen Feind, ich dachte nur an das bezaubernde Geschöpf, und ich zerquälte mein Gehirn, wie ich es ermöglichen sollte, sie wiederzusehen. Ich glaube, ich bin an diesem Tage ein sehr ungnädiger Feldwachkommandeur gewesen. Jedenfalls war ich überall zu gleicher Zeit; die ganze Nacht trieb ich mich in der Postenkette herum, ohne Schlaf zu finden; immer mußte ich an die Begegnung von heute Morgen denken, immer nur sagen: „Diese oder keine.“

Am anderen Tage machte ich so sorgfältig Toilette, wie zu einem Ball, und begab mich nach dem Pavillon. Ein niedliches Kammerküchen öffnete, ich übergab ihr meine Karte. Gleich darauf kam sie zurück: „Madame la Marquise vous attend.“

Ich trat durch eine kleine, einsflügelige Tür und fand mich einer schönen, alten Dame gegenüber, die mich freundlich einlud, Platz zu nehmen. Die Konversation wurde deutsch geführt. Die Frau Marquise war sehr viel in Deutschland gereist und brachte jedes Jahr mehrere Monate in Wiesbaden.

„Sie haben meine Tochter schon gesprochen, Herr Leutnant?“

„Ja, gnädigste Frau.“

„Sie hat mir von Ihnen erzählt. Die preussischen Offiziere sind so höfliche, vornehme Herren. Werden Sie lange hierbleiben. . . . Ich will damit nichts gesagt haben. Lassen Sie es sich wohlgefallen bei uns und bleiben sie recht lange; ich bin so sehr beruhigt, daß wir deutsche Soldaten um uns haben. Wir genießen dadurch einen starken Schutz.“

In diesem Ton ging das Gespräch weiter. Ich empfahl mich zu schicklicher Zeit. — Die Tochter hatte ich leider nicht zu Gesicht bekommen. Ich war aber noch nicht recht auf meinem Zimmer, als mir der Diener eine Karte brachte: „Frau Marquise von Kouriere läßt Herrn Leutnant heute zum Diner bitten, gefälligst um 7 Uhr.“

Ich zitterte vor Freude, und kaum konnte ich die Zeit erwarten, die mich mit den Pavillonbewohnern zusammenführen sollte. Ich wurde empfangen wie ein lieber Gast und fühlte mich bald wie zu Hause. Das Wesen der beiden Damen hatte so gar nichts Französisches; sie sprachen von Deutschland wie von einem lieben Nachbarn und bedauerten den furchtbaren Krieg.

„Mein armer Mann! Er kennt viele deutsche Offiziere, ja, mit einigen unterhält er sogar Freundschaft, und vielleicht sehen sich schon morgen Freund dem Freunde mit gezogenem Degen gegenüber.“

„So ist der Herr Marquis Offizier?“

„Ja, er ist Oberst bei der Armee Bazaines.“

„Ich weiß nicht, es wurde mir plötzlich so eigentümlich zu Mute, ein ganz leiser Verdacht stieg in mir auf. Wenn all diese Liebenswürdigkeit Maske, wenn dahinter der Feind lauerte?“

Fräulein Genevieve setzte sich jetzt an das Klavier und sang — ein Zugeständnis an den deutschen Jäger — eine Arie aus „Freischütz“.

„Singen Sie nicht?“ fragte mich die Marquise.

„Für den Hausgebrauch, nicht mehr.“

Da hatte auch schon die junge Dame das Duett Margens und Althaus aufgeschlagen. Ich trat ans Klavier, wartete geduldig mein Ständchen ab und fiel dann ein. Die Marquise hörte uns, still vor sich hinstehend, zu und applaudierte lebhaft, als wir geendet.

„Machen Sie uns recht oft das Vergnügen.“ „Ja, kommen Sie bald wieder,“ fiel Genevieve ein, „wir wollen wieder zusammen singen.“ Sie reichte mir ihre feine, schmale Hand und senkte ihre seltsamen Augen tief in die meinigen. Ich wurde verwirrt, legte die linke Hand an den Säbel, riß die Hacken zusammen, drückte den Helm gegen die Brust und verbeugte mich tief.

„Auf Wiedersehen!“ Klang es mir noch in den Ohren, als ich schon am Tore war, das mir der Diener aufschloß.

„Befehle der gnädige Herr, daß ich mit der Ladeicht vor- ausgeh!“

„Nein, ich danke!“

Ich eilte, meine Posten zu revidieren. Alles war in größter Ordnung, im Fort regte sich nichts.

Am anderen Morgen traf ich Genevieve im Garten; mein Herz schlug heftig; ich hätte fliehen sollen, aber ich hatte keine Kraft. Ich war willenlos verliebt in das leidenschaftliche, schöne Geschöpf. Wir gingen plaudernd auf und ab.

„Nicht wahr, wenn Sie im Pavillon zufällig meinen Vater treffen, Sie verhaften ihn nicht, er kommt in Zivil.“

„Aber, mein gnädiges Fräulein!“

„Wir haben soviel Vertrauen zu Ihnen. Ich baue auf Ihre Ritterlichkeit. Wir hätten Ihnen ja verschweigen können, daß er Offizier ist, aber . . . tun Sie's mir zu Liebe! Könnten Sie mir nichts zu Liebe tun?“

„Alles, alles, was Sie wünschen!“

„Sehen Sie, in der Festung ist es so unbehaglich. Mein armer Vater leidet. Schonen Sie ihn, wenn er herüberkommt, um sich zu laben!“

Ich wollte noch Einwendungen machen; aber die junge Französin wußte mich zu beruhigen. Man könne doch im Salon herum sein, auch wenn man im Felde gegen einander kämpfen müsse. Sie war so schön und hat so herzlich, ich konnte nicht Nein sagen, ich versprach ihr alles. Sie eilte nach dem Pavillon, und ich stand allein. Verrat! rief eine Stimme in mir. Verrat! Du bist Offizier. Lasse dich ablösen, baue deine Feldwache wo anders auf . . .

Es vergingen acht Tage. Nichts Sonderliches geschah. Fast täglich war ich Gast im Pavillon gewesen. Wir hatten uns einander genähert, ich fühlte, daß ich Eindruck auf Genevieve gemacht hatte.

„Wenn der unselige Krieg zu Ende ist, kommen wir nach Wiesbaden,“ meinte die Marquise.

„Dann besuchen Sie uns,“ fiel Genevieve ein, „und dann,“ setzte sie leise hinzu, „dürfen Sie mir sagen, was der Herr Leutnant jetzt verschweigt.“

„Genevieve!“

„St!“

Aber ich hatte sie schon in meine Arme genommen und ihre Lippen geküßt und immer wieder geküßt. Wir hatten die Unwesenheit der Mutter vergessen, und als wir uns umschauten, war ihr Platz leer. Sie ließ uns allein, und wir fragten nicht nach ihr. Wir hatten uns so viel zu sagen, so viel Unwichtiges; das Wichtigste wagte keins zu berühren: die Hindernisse, die unserer jungen Neigung fast unüberwindlich gegenüberstanden. Darnach fragen aber Verliebte nicht.

Als die Mutter nach einer Weile zurückkam, konnte sie nichts mehr tun, als ihren Segen geben.

„Genevieve ist ihre freie Herrin: sie soll den Mann nehmen, den sie liebt. Freilich muß erst alles vorüber sein. Unter den Waffen kann sich keine Französin mit dem Feinde ihres Vaterlandes verloben.“

Das sahen wir ein. Ich verabschiedete mich, um am Abend wiederkommen. Aber Genevieve bat mich, bei meinen Leuten zu bleiben, und zwar mit einem so angstvollen Gesicht, daß ich erschrocken fragte, ob etwas im Werke sei. Sie schüttelte den schönen Kopf und wiederholte um so eindringlicher ihre Bitte.

Ich eilte zu meiner Feldwache und vermehrte sofort meine Patrouillen. Ferner befahl ich, zur Nacht die Posten zu verstärken, und ging zu meinem Hauptmann, ihm die ganze Sache zu erklären. Da ich aber meine Quelle nicht anzugeben wagte, lachte er mich aus, brummte etwas wie Sommerleutnant in den Bart und ging weg. Ich mußte also allein handeln.

Es war eben dunkel geworden, als vorn bei meinen Posten

ein Schuß fiel. Eine Patrouille kam gleich darauf im Laufschritt heran.

„Herr Leutnant, der Kurshut ist von einem Franktireur erschossen worden, als er ihn abhalten wollte, die Postenkette zu überschreiten. Wir haben den Kerl fest. Der Oberjäger Marburg bringt ihn her.“

Wenige Minuten später stand ich dem Marquis, dem Vater meiner Braut gegenüber. Er war in Zivil, also ein Franktireur. Das eiserne Gesetz des Krieges befahl mir, ihn zu erschießen. Ich konnte ihn nicht retten.

Darum also hatte mich Genevieve gewarnt. Der Vater wurde zum Abend im Pavillon erwartet. Die treue Seele wollte mich vor einem Konflikt mit meiner Pflicht bewahren.

Der Prozeß war kurz. Mein Hauptmann hatte unerbittlich den Tod des Marquis befohlen. Es wurde ihm erlaubt, Abschied von seiner Familie zu nehmen. Dann trat er ruhig vor die neun Gewehre. Er hatte als letzten Wunsch die Anwesenheit seiner Frau und Tochter bei der Exekution erbeten. Trotz meines Einspruches gewährte der Hauptmann diese Bitte. Genevieve hielt meinen Arm, der Kompagniechef hatte der alten Marquise galant den feinen gereicht.

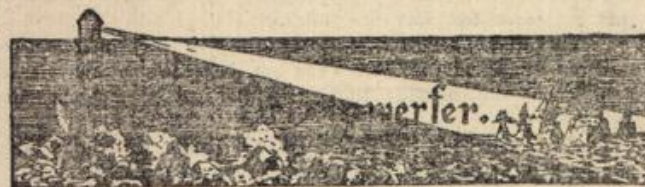
Jetzt kommandierte unser jüngster Leutnant: Bataillon soll chargieren — geladen!“

„Legt an . . . Feuer!“

Plötzlich ein Schrei . . . „mein Vater!“ . . . und Genevieve flog dem Marquis an den Hals . . . Ich schlug dem nächsten Jäger das Gewehr in die Höhe . . . „Stopfen!“ schrie ich . . . Zu spät, sie lag entsetzt über ihrem Vater.

Ich habe an ihre Stelle keine setzen können, und so bin ich ein verändelter Junggeselle geworden . . .

Der alte Forstmeister strich sich den grauen Bart, und in seinen Augen schimmerte es feucht.



Das menschliche Gehirn zerfällt bekanntlich in drei Teile: das große Gehirn, das kleine Gehirn und das verlängerte Mark. Ersteres hat seine Lage ein den sechs Gruben der Schädelgrundfläche, ist oben von der Hirnschale umgeben und hat eine eiförmige Gestalt, die aus zwei Halbkugeln besteht, die durch den Hirnstamm miteinander verbunden sind. Das Gewicht des Hirns eines erwachsenen Europäers wechselt von drei bis vier Pfund; bei Männern von sehr ausgezeichneten Talenten steigt es oft noch höher, wie man bei Cuvier und dem berühmten französischen Operateur Dupuytren festgestellt. Das Gehirn von Blödsinnigen wiegt dagegen weit weniger; in einzelnen Fällen ist wenig mehr als 1 Pfund vorgefunden worden. Das Gehirn der Frauen ist durchschnittlich leichter als das der Männer; es wechselt von 2½ bis 3½ Pfund und gelangt überhaupt bis zum achten Lebensjahre zu seiner vollständigen Entwicklung. Wahrscheinlich, aber nicht völlig erwiesen, ist, daß das Gehirn in sehr vorgerücktem Alter an Umfang und Gewicht abnimmt, woraus sich die im Alter gewöhnlich eintretende Schwächung der Geisteskräfte erklären mag.

Die Vereitung des Pfeilgiftes bei den Tschouqua-Tsuanern geschieht nur einmal im Jahre, und zwar zur Nachtzeit. In ein großes, irdenes Gefäß, unter dem ein Feuer angezündet, werden die schädlichen Pflanzen- und Schlangengifte getan, darüber hängen eine Menge gelber Kröten, denen der Bauch aufgeschlitten ist, damit das Gift herabträufele. Zum Kochen des Giftes wird das älteste Weib des Stammes ausersehen, das in den giftigen Dünsten seinen ehrenvollen Tod findet. Alle übrigen tanzen mit Gesang um den Topf; die Alte singt mit, bis sie ihren Geist aufgegeben. Am anderen Morgen ist das Gift erkaltet und wird mit Kaffadast zum Gebrauch angewendet.

Auflösung des Rätsels

Die Uhr.